

Austauschbare Unterscheidungen

Kognitive Humandifferenzierung im Vergleich

Der Sonderforschungsbereich Humandifferenzierung will besser verstehen, wie Menschen sich und andere anhand kontingenter sinnhafter Unterscheidungen einteilen, sortieren und zu Menschensorten kategorisieren. Die Frage, ob Humandifferenzierungen in verschiedener Hinsicht (z. B. nach Leistung, Geschlecht oder Alter) nach allgemeinen Prinzipien operieren, es differenzübergreifende Gemeinsamkeiten gibt oder jede Humandifferenzierung einer hochspezifischen Eigenlogik folgt, ist für ihren Vergleich zentral. Eine Strategie ist es, unterschiedliche Humandifferenzierungen (z. B. nach Religion oder Sprache) hartnäckig miteinander zu vergleichen und so besser zu verstehen, worin sie sich strukturell unterscheiden oder ähneln (siehe Brubaker/Fernández in diesem Band). Ferner lässt sich die Engführung der eigenen Analyse auf eine Kardinaldimension vermeiden und der Blick für differenzübergreifende Systematiken schärfen. Das ist wichtig, weil weite Teile der kulturwissenschaftlichen Forschungen zu Race, Gender, Age oder Disability diese Vergleiche weitgehend unterlassen und sich stattdessen für jeweils nur eine Differenz »zuständig machen« (Hirschauer 2021). Sie halten dann beim eigenen Fall alles für spezifisch, auch das, was unter Umständen allgemein ist.

Die Sozialpsychologie nähert sich diesem Problem von der anderen Seite. Überspitzt formuliert, operiert sie in Teilen mit der (impliziten) Annahme, dass Differenzdomänen ineinander übersetzbar sind, allgemeine Prinzipien an einer Differenz demonstriert und dann auf weitere generalisiert werden können. Der folgende Beitrag gliedert sich in drei Teile: Zunächst illustrieren wir die sozialpsychologische Praxis, Humandifferenzierung als austauschbar zwischen Domänen zu behandeln, exemplarisch an Konflikttheorien, Theorien der Sozialen Identität sowie an kontemporären kognitiven Ansätzen (1). Dann vergleichen wir die drei Unterscheidungsdomänen Race, Alter und Geschlecht anhand dreier Aspekte: Binarität/Kontinuität, biologischer Essentialismus/soziale Konstruktion und Segregation/Interdependenz (2). Abschließend diskutieren wir in einem kurzen Fazit, ob ein konsequent komparatistischer Zugang auch für das bessere Verständnis kategorialer Unterscheidungen und kognitiver Humandifferenzierung gewinnbringend sein kann (3).

1. Sozialpsychologische Perspektiven auf »austauschbare« Humandifferenzen

1.1 Historischer Überblick: Intergruppenkonflikte

Historisch ist die Entstehung der Sozialpsychologie stark mit dem Versuch verbunden, die Prävalenz diverser Formen gruppenbasierter Menschenfeindlichkeit zu erklären, wie sie sich exzessiv in der Shoah oder Lynchmorden an Schwarzen in den USA offenbart haben. Große Teile der Sozialpsychologie rahmen solche Menschenfeindlichkeit als »Intergruppenkonflikt«. Während sich einige Studien auf die Suche nach Ursachen in bestimmten Erziehungserfahrungen machten (Fromm 1936), die jemanden zu einer faschistischen Persönlichkeit werden lassen könnten (Adorno et al. 1950), lag der Fokus eines großen Teils der Forschung auf situativen Determinanten eines Intergruppenkonflikts – bezogen auf das Beispiel der Shoah also: wie Situationen beschaffen sind, die ganz normale Männer (Browning 2020) zu Exekutionären eines Massenmords machen (z.B. die Studien zum Gehorsam von Stanley Milgram). Der empirische Zugang war hier häufig nicht direkt, sondern folgte eher der Logik des Analogieschlusses über Experimentalstudien. Unter der Annahme differenzübergreifender Prinzipien wurden also mehr oder weniger beliebige Fälle als (austauschbare) Beispiele für allgemeine Prozesse der Humandifferenzierung untersucht.

Das Robber's Cave Experiment von Muzafer Sherif (1954) gilt bis heute als Meilenstein der Forschung zu Intergruppenkonflikten. Sherif hatte zwölfjährige Jungen in einem Ferienlager in zwei gleich große Gruppen aufgeteilt: die »Rattlers« und die »Eagles«. Um dem anfänglich ausbleibenden Konflikt zwischen den Gruppen auf die Sprünge zu helfen, wurden Wettkämpfe eingeführt, in denen die beiden Gruppen um begehrte knappe Ressourcen (z. B. Kinobesuche, Eis, etc.) konkurrierten. Der gewünschte Konflikt zwischen den Gruppen stellte sich schnell ein und ließ sich sowohl auf der Ebene der Einstellungen als auch des Verhaltens beobachten, z. B. gegenseitiges Verwüsten der Schlafhütten. In der finalen Phase des zweiwöchigen Experiments inszenierte Sherif Problemsituationen, bei denen die Jungen kooperieren mussten, um gemeinsame Ziele zu erreichen: einen steckengebliebenen Versorgungstruck, eine defekte Wasserleitung. Dies führte zu einer deutlichen Verbesserung der Intergruppenbeziehungen und der weitgehenden Nivellierung negativer Vorurteile. Obwohl Sherif selbst seine Forschung klar im Bereich der Erforschung von Kleingruppendynamiken verortete, sind seine Befunde zu Quellen und Auflösungen von Konflikten als Blaupause für Phänomene verwendet worden, die weit über Kleingruppenkonflikte hinausgehen.

Als Quelle des Konflikts wird häufig die Konkurrenz um seltene und daher begehrte Güter eingeführt – die in der Theorie des Realistischen Gruppenkonflikts ausgeführt wurde. Diese Theorie wurde jedoch nicht nur auf Kleingruppen angewendet, sondern auch zur Erklärung von Rassismus (Bobo 1983; Onyango 2023), des Nahostkonflikts (Shamir/Sullivan 1985) oder auch von sozialen Aufständen und Kriegen (Jackson 1993) herangezogen. Noch viel einflussreicher war Sherifs Beitrag zur Beilegung von Konflikten: Die Kontakthypothese ist mittlerweile so etwas wie eine psychologische Allzweckwaffe zur Beilegung von Konflikten und Reduktion von Vorurteilen über alle möglichen Humandifferenzen: ethnonationale Vorurteile (Lemmer/Wagner 2015), homophobe Einstellungen (Herek/Capitanio 1996), Sexismus bei Heranwachsenden (Endendijk 2024), religiös-national konnotierte Konflikte wie in Nordirland (Hewstone et al. 2006) sowie die Stigmatisierung von Menschen mit psychischen Krankheiten (Maunder/White 2019). Entlang welcher Differenzdomäne hier Konflikte aufgeladen werden, scheint in dieser Lesart also keine Rolle zu spielen, da das Rezept zur Beilegung das immergleiche ist. Ähnliches lässt sich über die Forschungstradition der Theorie der Sozialen Identität sagen.

1.2 Soziale Identitäten – Überschätzer, Grundschullehrer, kurze Linien

Während in der Theorie des realistischen Gruppenkonflikts davon ausgegangen wurde, dass dieser eine Geschichte haben und eine antagonistische Beziehung beinhalten müsse, ging die von Henri Tajfel begründete Tradition der Theorie der Sozialen Identität einen Schritt weiter: Hinreichend für Gruppenkonflikte sei allein eine irgendwie geartete Identität. Sich mit einer Kategorie zu identifizieren, reiche aus, um andere, völlig unbekannte Exemplare dieser Kategorie gegenüber Exemplaren anderer Kategorien bevorzugen zu wollen. In den einflussreichen Studien zum minimalen Gruppenparadigma (Tajfel et al. 1971) erhielten Versuchspersonen auf Basis von zuvor erledigten Aufgaben völlig fiktive Rückmeldung, ob sie »Unterschätzer« oder »Überschätzer« seien (Studie 1), bzw. eher ein »Klee-Typ« oder eher ein »Kandinsky-Typ« (Studie 2). Danach konnten sie geldwerte Ressourcen zwischen zwei ihnen unbekannten Personen aufteilen. Ihnen wurde mitgeteilt, dass eine dieser Personen Mitglied der gleichen (inhaltsleeren) Kategorie wie sie sei, die zweite Person zur anderen Kategorie gehöre. Tajfel und Kollegen beobachteten eine Eigengruppenbevorzugung: Der (unbekannten) Person mit dem gleichen kategorialen Label wurden mehr Ressourcen zugeteilt als der anderen. Dieser Befund gilt als Ausgangspunkt der Theorie der Sozialen Identität und der daraus weiterentwickelten Theorie der Sozialen Kategorisierung. Ebenso einflussreich wurde das Forschungsdesign. Beziehungen

zwischen entweder gänzlich fiktiven oder nur wenig aufgeladenen Identitäten wurden zum populären Forschungsparadigma, um von dort auf reale Konflikte entlang aufgeladener Humandifferenzen – also etwa kriegerischen Auseinandersetzungen – zu extrapolieren.

Tatsächlich ist diese Idee des Analogschlusses schon in früheren Arbeiten von Tajfel angelegt. Ein zentraler Aspekt aus der Tradition der Sozialen Identitätstheorie ist das Prinzip der Akzentuierung: Unterschiede zwischen Kategorien werden überschätzt, Unterschiede innerhalb von Kategorien unterschätzt. Dies sollte laut Tajfel und Wilkes (1963) insbesondere für solche Merkmale zutreffen, in denen sich die Gruppen tatsächlich im Mittel unterscheiden und sich vor allem an den benachbarten Rändern äußern. So mögen Studierende der Kulturwissenschaften im Schnitt weniger konservativ sein als Studierende der Betriebswirtschaftslehre. Dieser Abstand wird jedoch kognitiv vergrößert, indem relativ konservative Studierende der Kulturwissenschaft als ähnlicher zum linksliberalen Stereotyp ihrer Kohorte wahrgenommen werden (und *vice versa*). So werden tendenzielle Gruppenunterschiede akzentuiert.

Dieses Postulat leitet sich jedoch nicht aus empirischen Daten zu sozial relevanten Urteilen ab, sondern unter anderem aus Studien zur Schätzung der Länge von dargebotenen Linien. Wenn acht Linien aufsteigender Länge in eine Gruppe kürzerer Linien (»Klasse A«) und längerer Linien (»Klasse B«) aufgeteilt wurden, so wurde der Unterschied zwischen den beiden Grenzlinien (der längsten von Klasse A und der kürzesten von Klasse B) systematisch überschätzt (Tajfel/Wilkes 1963). Das gleiche Prinzip lässt sich auch an Temperaturschätzungen beobachten. Probanden schätzen den Temperaturunterschied zwischen dem 23. August und dem 7. September (15 Tage) größer ein als den zwischen dem 15. und 30. August. Die kategoriale Zuordnung von Tagen zu Monaten führt also dazu, dass Temperaturunterschiede zwischen gleich weit voneinander entfernten Tagen geringer eingeschätzt werden, wenn sie im gleichen Monat liegen, als wenn zwischen ihnen ein Monatssprung liegt (Krueger/Clement 1994). Obwohl sich die dem Akzentuierungsphänomen zugrundeliegende Empirie also auf Urteile über nicht-soziale Objekte oder physikalische Umweltbedingungen bezieht, werden weitreichende Schlüsse für die Theoriebildung zu sozialer Kategorisierung bzw. Humandifferenzierung gezogen. Die theoretische Annahme dahinter ist, dass es einen kognitiven Apparat gibt, der entlang bestimmter Regelmäßigkeiten operiert, unabhängig davon, ob gerade Linien, Menschensorten oder das Wetter beurteilt werden.

Vor diesem Hintergrund behaupten die empirische Sozialpsychologie und insbesondere die Theorie der Sozialen Identität, dass jede Form von sozialer Unterscheidung erst einmal gleich ist. Jede Differenz erzeugt eine »Intergruppenbeziehung«, in der es weniger um die konkrete Unterscheidungsdimension und qualitative Differenz geht als darum, dass die

Dichotomisierung in Eigengruppe und Fremdgruppe alle anderen Differenzierungen gleichmacht. Untersuchungsdesigns, die den Anspruch haben, allgemeingültige Modelle zu humandifferenzierenden Prozessen zu testen, rekurren entsprechend auf mehr oder weniger beliebig herangezogene Differenzen. Ob sich die Untersuchung dann auf Chopperfahrer im Gegensatz zu sportlichen Motorradfahrern bezieht, auf GrundschullehrerInnen im Unterschied zu LehrerInnen an weiterführenden Schulen oder auf West- versus Ostdeutsche, gilt als weitgehend unerheblich (Waldzus et al. 2004). Diese Gleichsetzung geschieht nicht im Bestreben, konkrete Fälle in ihrer historischen Bedingtheit voll zu durchdringen, sondern dem naturwissenschaftlichen Anspruch zu genügen, allgemeine Gesetzmäßigkeiten in der Welt zu erkennen. Dies mag in den Ohren der Kulturwissenschaften erschreckend positivistisch sein – oder eben erfrischend indifferent gegenüber den Fallstricken der Zerklüftung der Forschungslandschaft in spezialisierte ›Studies‹, die den jeweils eigenen Fall so sehr in den Fokus rücken, dass Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zu anderen Fällen von Differenzierung gar nicht mehr in den Blick geraten.

1.3 Sozial-kognitive Ansätze der Personenwahrnehmung

Die Theorie des realistischen Gruppenkonflikts und die Theorie der Sozialen Identität widmeten sich motivierten Prozessen von Vorurteilen und Konflikten. Sie fragten also danach, warum Menschen sich von anderen Gruppen differenzieren, und diese herabwürdigen *möchten*, welchen Gewinn sie davon haben. Die Forschungstradition der sozialen Kognition setzt einen Schritt vorher an. Sie untersucht die kognitiven Operationen, die die Diversität sozialer Umwelten (menschliche Individuen) in Kategorien ordnen, und, wie diese Kategorien prozessiert werden – ganz ohne Unterstellung einer notwendigen Motivation. Sie fragt, wie aus einer Ansammlung von Individuen Exemplare sozialer Kategorien werden. Eine Reihe von sozial-kognitiven Ansätzen widmet sich der Personenwahrnehmung, also der Art und Weise, wie Individuen ihrer personellen Umgebung Bedeutung verleihen. Sie alle verstehen die vorsprachliche Sortierung von Menschen in Kategorien als automatischen Prozess. Er erfolge unmittelbar bei der Begegnung mit unterscheidbaren Anderen, ohne dass es eines bewussten Einsatzes kognitiver Ressourcen bedürfe. Dieser Sortierung gegenüber steht eine individuierende Verarbeitung, bei der die individuellen Merkmale des Gegenübers prozessiert werden. Im Gegensatz zur schemagesteuerten Kategorisierung erfordert eine solche attributgesteuerte Verarbeitungsform die Bereitschaft, kognitive Ressourcen aktiv einzusetzen und wird daher insbesondere dann mobilisiert, wenn das Gegenüber für den Wahrnehmenden persönlich oder funktional relevant ist.

Wie stark eine kategoriale Wahrnehmung wirkt, wird daher in einigen experimentellen Paradigmen daraus geschlussfolgert, wie schnell Geschlechter nach einer Dimension sortiert werden können (Quinn/Macrae 2005). Die Differenzierung, nach der sortiert werden soll, wird hierbei direkt von der Versuchsleitung vorgegeben. Daher ist fraglich, inwiefern dieser Zugang ein gutes Modell für die im Alltag häufig spontane, gerade nicht explizit geforderte Anwendung von Kategorien ist. Ein gängiges Paradigma zur Messung der *spontanen* sozialen Kategorisierung ist deshalb die »Who said what?«-Aufgabe (Taylor et al. 1978). Dabei handelt es sich um ein indirektes Maß in Form einer Gedächtnisaufgabe, bei der typischerweise 48 unterschiedliche Aussagen ihren jeweiligen SprecherInnen zugeordnet werden sollen. Diese SprecherInnen werden von der Versuchsleitung so ausgewählt, dass sie eindeutig zwei distinkten Kategorien zugeordnet werden können. Die Studien prüfen dann, ob diese Unterscheidung auch von Versuchspersonen kognitiv nachvollzogen wird. Basierend auf ihren Antworten lassen sich kognitive Prozesse des Personengedächtnisses (Individuierung) und des Kategoriengedächtnisses getrennt voneinander betrachten (Klauer/Wegener 1998). Personengedächtnis liegt dann vor, wenn die korrekten SprecherInnen erinnert werden. Anhand der Art von Fehlern, die Versuchspersonen jedoch zwangsläufig aufgrund der hohen Informationsdichte machen, lässt sich wiederum das Kategoriengedächtnis messen. Die systematisch häufigere Verwechslung von Mitgliedern derselben Kategorie im Verhältnis zu Verwechslungen zwischen Kategorien dient dabei als Indikator für die spontane Nutzung von Kategorieinformationen. In Ermangelung einer korrekten Erinnerung daran, wer genau etwas gesagt hat, mobilisieren ProbandInnen Erinnerungsspuren daran, ob es ein Mann oder eine Frau, ein Kind oder eine Erwachsene, eine hell- oder dunkelhäutige Person war, um beim Raten ihre Chancen zu erhöhen.

Über 40 Jahre hinweg konnte die Forschung mithilfe dieses Paradigmas robust zeigen, dass Menschen spontan Kategorien nach Race (Hewstone/Hantzi/Johnston 1991), Geschlecht (Taylor et al. 1978) und Alter (Klauer, Ehrenberg, und Wegener 2003) unterscheiden, selbst wenn sie nicht zu einer solchen Kategorisierung instruiert wurden. Kategorienzugehörigkeiten werden sowohl visuell anhand von Portraits (Taylor et al. 1978) als auch durch verbale Anker wie Namen (Flade/Klar/Imhoff 2019) und semantische Cues (Biernat/Vescio 1993) oder akustische Reize wie Stimme und Akzent (Rakić/ Steffens/Mummendey 2011) zugeschrieben. Kinder ab einem Alter von vier Jahren verwenden Geschlecht als Unterscheidungskriterium im »Who said what?«-Paradigma, nicht aber Race (Weisman/Johnson/Shutts 2015). Diese Beobachtung steht im Einklang mit Untersuchungen, die darauf hindeuten, dass die Unterscheidung nach Geschlecht und Alter eine früh eingeübte Funktion des menschlichen kognitiven Systems darstellt. Im Gegensatz dazu werden

Unterschiede zwischen Races erst im Verlauf der Sozialisation und in Abhängigkeit von den Strukturen der individuellen sozialen Umwelten erlernt, in denen Kinder aufwachsen (Cosmides/Tooby/Kurzban 2003).

Typischerweise ist die in solchen Studien kreierte Situation jedoch hochartifizuell, weil von ExperimentorInnen ausgewählte Stimuli zwei distinkte Ausprägungen einer Differenz in gleicher numerischer Stärke repräsentieren. Zumeist – so muss man vermuten – werden diese visuellen Stimuli so ausgewählt, dass sie möglichst eindeutig einer Kategorie zuzuordnen sind. Beispielsweise werden Gesichtsstimuli in einer Weise vorselektiert, die die Distinktheit auf einer Dimension (z.B. Race) maximiert. Dafür lässt man eine Menge an Gesichtern nach ihrer (Race) Prototypikalität beurteilen und wählt für das Experiment lediglich Gesichter aus, die an den beiden äußeren Enden der Verteilung dieser Beurteilungen liegen. Überspitzt formuliert wird also überprüft, ob Individuen (auch ohne direkte Aufforderung) die kategorialen »Ostereier« finden, die die ForscherInnen in den Stimuli »versteckt haben«. Dies ist allerdings eine weitreichende Einschränkung, verglichen mit der reichen realweltlichen Umgebung. Dort treffen wir zumeist nicht nur auf Menschen, die entweder »jung« oder »alt« sind, sondern auch auf Menschen dazwischen. Jenseits des Labors trifft ein unterscheidungswilliger kognitiver Apparat auf eine Umwelt, die mehrere konkurrierende Unterscheidungsangebote macht.

Um den artifiziellen Aufforderungscharakter solcher handverlesenen Stimuli (identisch große Sets von Stimuli, die sich maximal auf kategorieassoziierten Merkmalen unterscheiden) zu umgehen, haben wir in einer Untersuchung ProbandInnen individuell 40 zufällig gezogene Bilder aus einer Bilddatenbank präsentiert. Das Konstruktionsprinzip dieser Datenbank bestand darin, zufällig Namen aus US-amerikanischen Melderegistern zu ziehen, diese in die Google Bildersuche einzugeben und das erste ausgegebene Portrait zu speichern (Bainbridge et al. 2013). Man kann also sagen, dass diese Bilder einer natürlichen Informationsökologie näherkommen als handverlesene Studioportraits. Die Aufgabe der ProbandInnen war es nun, diese 40 Bilder so auf dem Bildschirm anzuordnen, dass Personen umso näher zusammengeschoben werden, je ähnlicher sie sich sind (und unähnliche Personen weit voneinander entfernt liegen). In welcher Hinsicht sich die dargestellten Personen ähneln sollen, war den ProbandInnen überlassen, um so Hinweise darauf zu bekommen, worauf sie sich bei der Bildanordnung intuitiv am ehesten stützen. Die resultierenden Bildkonfigurationen zeigten, dass vor allem Unterscheidungen vorgenommen wurden, die sich anhand visueller Gesichtsmerkmale ablesen lassen, konkret wurde nach Geschlecht, Race, Alter und Emotionsvalenz – also ob ein Gesicht eher positive (Freude, Vertrauenswürdigkeit etc.) oder negative (Wut, Bedrohlichkeit etc.) Emotionen ausdrückte – sortiert.

Die Dominanz der drei Unterscheidungen Geschlecht, Race, Alter steht in Übereinstimmung mit prominenten psychologischen Modellen

der Eindrucksbildung im visuellen Bereich. Das *Kontinuummodell* (Fiske/Neuberg 1990) geht zum Beispiel davon aus, dass der Eindruck, den sich Menschen von anderen machen, je nach Situation zwischen absolut individuierender Wahrnehmung (Wahrnehmung einer Person in all ihren einzigartigen Facetten) und absolut kategorisierender Wahrnehmung (Wahrnehmung einer Person als austauschbares Exemplar einer Kategorie) changiert. Entlang welcher Differenzdomäne dabei kategorisiert wird, ist nicht spezifiziert, allerdings geht das Modell von einem Primat der Differenzdomänen Geschlecht, Race und Alter aus. Auch das nicht minder einflussreiche *Dual Process Model* der Eindrucksbildung (Brewer 1988) geht davon aus, dass Personen initial und spontan in Kategorien entlang der Dimensionen Geschlecht, Alter und Hautfarbe einsortiert werden, bevor in weiteren Schritten kategoriebezoogene oder individuumsbezogene Gedächtnisinhalte aufgerufen werden. Neuere dynamisch-interaktionistische Modelle der Personenwahrnehmung (Freeman/Ambady 2011) postulieren ebenfalls, dass die Integration von diversen Hinweisreizen (z. B. aus Gesicht, Körper, Kleidung, aber auch akustische Reize wie der Stimme) zu der Aktivierung kategorialer Assoziationen in Bezug auf Alter, Geschlecht, und Race beitragen.

Viele AutorInnen sind sich also einig, dass insbesondere die Unterscheidung nach Geschlecht, Alter und Race unsere Wahrnehmung bestimmt. Dies ist zum Teil sicher darin begründet, dass in zahlreichen psychologischen Studien Personenwahrnehmung anhand visueller Eindrücke untersucht wird und diese Unterscheidungen leicht an offen erkennbaren Körpermerkmalen (Haut-/Haarfarbe, Haarlänge, Haarmenge, Gesichtsform, etc.) ansetzen können. Kategoriezugehörigkeiten aufgrund von biografischen Entwürfen (sexuelle, religiöse oder politische Orientierung) oder sozialen Rollen (etwa Berufen) sind weniger offensichtlich. Hier geht es um ein relatives Verhältnis, da etwa die Identifikation einer bestimmten Pigmentierung als »schwarz« nicht selbstevident ist. Auch können bestimmte Kategoriezugehörigkeiten visuell offensichtlich gemacht werden durch Markierung, Uniformierung, Kleidung. Einerseits gelten Einstellungen und Rollen als wählbarer und entsprechend als fluktuierender, andererseits können sie durch beliebige Marker indiziert werden (so mögen Uniformen, die den gleichen Beruf indizieren, in unterschiedlichen nationalen Kontexten völlig anders ausfallen). Einschränkend lässt sich natürlich festhalten, dass die Fokussierung auf Alter, Geschlecht und Race auch darauf zurückzuführen sein könnte, dass nahezu alle psychologische Forschung in westlichen – und besonders nordamerikanischen – Kontexten stattfindet (Arnett 2008). Entsprechend sind die Versuchspersonen durch die Optik gesellschaftlicher Diskurse geeicht, die in diesen Gesellschaften eben besonders um die drei erwähnten Differenzdomänen kreisen dürften. Dennoch wollen wir nun für diese drei Differenzdomänen fragen: Operieren sie auf kognitiver Ebene vergleichbar, sind

sie identisch »gebaut« und insofern austauschbar in Bezug auf die Art und Weise, wie sie verarbeitet werden? Durch eine detaillierte Analyse möchten wir die Bauweise der verschiedenen Humandifferenzierungen besser verstehen, um daraus Schlussfolgerungen in Bezug auf Parallelen und Divergenzen ziehen zu können.

2. Kognitive Humandifferenzierungen im Vergleich

2.1 Binäre oder kontinuierliche Verteilung?

Allgemeine Prinzipien für die Bildung von Kategorien liefert die *Prototypentheorie* (Rosch et al. 1976), nach der Humandifferenzierungen sich besonders an diejenigen Merkmale in der sozialen Umwelt anhaften, die gemeinsam »Ähnlichkeitsbündel« zusammenhängender Merkmale erzeugen (z.B. Haarlänge, Kleidungsstil und Körperbau). Diskrete Klumpen treten hier perzeptuell hervor, wenn sich die Merkmale bimodal und nicht gemäß einem kontinuierlichen Gradienten verteilen. Eine Miniaturabbildung solcher Verteilungsmerkmale liefern die Daten unserer Studie, in der die ProbandInnen Bilder auf dem Bildschirm sortieren mussten. Hier sind zwei Dinge ersichtlich: Erstens bestimmen Merkmale, die zur Unterscheidung nach Geschlecht und Race genutzt werden, sehr viel stärker als altersbezogene Merkmale die Einsortierung von Stimuli als »ähnlich«. Zweitens bilden die für Geschlecht und Race relevanten Merkmale und hier insbesondere die für Geschlecht sehr viel deutlicher diskrete Klumpen (männliche vs. weibliche Gesichtszüge; Hautfarbe) als die für Alter. Es gibt also eine relativ kontinuierliche Verteilung von jung nach alt und keine sauber trennbaren Kategorien von »alt« und »jung«, die einen Aufforderungscharakter zur kategorialen Wahrnehmung entfalten. Gesichter werden entlang der Geschlechtsdimension hingegen nicht kontinuierlich von feminin zu maskulin sortiert (mit androgynen Gesichtern dazwischen), sondern in einer Entweder-oder-Logik einer der Seiten zugeschlagen: *tertium non datur*. In einer Studienreihe (Heidrich/Flade/Imhoff in prep.) haben wir in einem »Who said what?«-Paradigma Schwarze und Weiße, Männer und Frauen als SprecherInnen dargeboten und systematisch variiert, welche der beiden Differenzdomänen besonders binär wirkte – manipuliert darüber, dass sich die Stimuli innerhalb der Kategorien jeweils ähnlicher waren (das sogenannte Metakontrastverhältnis).¹ In der Folge kategorisierten ProbandInnen stärker entlang

1 Oakes, Haslam, und Turner (1994) nehmen an, dass Menschen stärker als Exemplare ihrer Kategorie und weniger als individuelle Personen wahrgenommen werden, je mehr die wahrgenommenen Unterschiede zwischen

derjenigen der beiden gekreuzten Differenzierungsalternativen, die einen größeren Metakontrast aufwies, bei der also indizierende Merkmale in zwei in sich sehr homogenen Varianten auftraten.

Tatsächlich scheint die Verteilung von Exemplaren entlang einer Differenzdimension einige wichtige Unterschiede zwischen Differenzdomänen zu markieren. Alter befindet sich an einem Ende des Spektrums: Die Verteilung ist nicht nur streng kontinuierlich ohne herausstechende distinkte Kategorien (gleichwohl werden diese sprachlich mit Kategorisierungen von »jung« und »alt« über dieses Kontinuum gestülpt); auch der stetige Positionswechsel einer Person auf diesem Kontinuum ist über den Prozess des chronologischen Alterns bzw. die kulturelle Konzeption eines »chronological age« (Settersten/Godlewski/Bengtson 2016) eingebaut. Niemand kann sich langfristig in seiner Position (auch wenn sie kategorial als »Teenager« oder »jung« gerahmt wird) einnisten, weil der Positionswechsel in Form des unvermeidlichen Alterungsprozess sicher kommt. Race hingegen wird aus Markern geschlossen (z. B. Hautfarbe; Dunham et al. 2015), die prinzipiell genauso kontinuierlich verteilt sein können wie Altersmarker, es aber aufgrund der Geschichte geografischer Segregation in den meisten Kontexten nicht sind. Dennoch gibt es zahlreiche Zwischenpositionen auf einem Kontinuum von als eindeutig »afrikanisch« bis eindeutig »kaukasisch« wahrgenommenen Merkmalskonstellationen sowie eigene Kategorien als definierte Form des Dazwischen (wie die namibischen Baster, die südafrikanischen Cape Coloureds oder die US-amerikanischen Biracials). Geschlecht hingegen ist in seiner Binarität rigoroser. Auch angesichts einer Pluralisierung von Geschlechtsoptionen ist die Zweigeschlechtlichkeit in zahlreichen Gesellschaften nach wie vor dominierend. Es gibt Männer und Frauen, Zwischenpositionen sind hart umkämpft. Trans* beschreibt den Seitenwechsel – häufig mit dem Ziel, wieder in der Eindeutigkeit auf der Gegenseite zu landen (Brubaker 2015). Nicht-Binarität, Androgynität oder Intersexualität hingegen sind aktuell noch stärker als deviant markiert.

Die Wahrnehmung von sauber getrennten Kategorien ist kein Selbstläufer, sondern muss sozial aufrechterhalten werden. Hier sind besonders die Unterscheidungen nach Race und Geschlecht instruktiv, da es bei Alter mangels klar abgegrenzter Kategorien (alt vs. jung) kein wirkliches »Dazwischen« gibt, sondern fließend ineinander übergehende Stationen – Kindheit-Schulzeit-Jugend-Studium usw. Die Binarität bei Race muss sozial hergestellt und aufrechterhalten werden. Die strikte Einteilung in diskrete, binäre Kategorien von Race (schwarz, weiß), die in einigen US-Bundesstaaten zu Beginn des 20. Jahrhunderts gesetzlich festgelegt war, hatte zur Folge, dass ein »Dazwischen« nicht vorgesehen war. Personen,

Personen unterschiedlicher Kategorien gegenüber den Unterschieden zwischen Personen derselben Kategorie anwachsen (126/127).

die entlang der Race-Dimension nicht eindeutig zuzuordnen sind (»biracials«, »mixed-race people«) wurden als Mitglieder der statusniedrigeren Minderheitenkategorie (schwarz) klassifiziert. Dieses Phänomen, im US-Kontext bekannt als *hypodescent*, geht historisch auf die »one-drop rule« während der Kolonialzeit zurück, die vorsah, dass Personen mit schwarzen Vorfahren als schwarz kategorisiert werden sollten. Während dieser Praxis historisch betrachtet eindeutig rassistische Motive zugrunde lagen (die Regel sollte sicherstellen, dass sich die Nachkommen aus Beziehungen zwischen Sklavenhaltern und Sklavinnen nicht als Weiße identifizieren und damit einer ethnischen Vermischung entgegenwirken), beeinflusst der hypodeszendente Gedanke auch in den zeitgenössischen USA (und anderswo) die Wahrnehmung von Personen mit sowohl schwarzem als auch weißem Elternteil (Chao/Hong/Chiu 2013), wie die Diskussion um die ethno-rassiale Zuordnung von Barack Obama zeigte (Peery/Bodenhausen 2008).² Die asymmetrische Kategorisierung von bi-/interracial Personen als Mitglieder einer nicht-weißen Minderheit (»minority bias«, Chen et al. 2018) wurde in der sozialpsychologischen Forschung sowohl unter aufmerksamkeitsbezogenen als auch motivationalen Aspekten untersucht. Aus einer rein perzeptuellen Perspektive stechen seltene Stimuli als Figuren vor dem Hintergrund der häufigen Stimuli hervor. Visuelle Merkmale (wie Hautfarbe), die auf Minderheitszugehörigkeiten hinweisen, sind also auffälliger als Merkmale der Mehrheitskategorie (Halberstadt/Sherman/Sherman 2011). Personen, die in einer vorwiegend weißen Umwelt aufwachsen, sind mit Merkmalen der weißen »Default-Kategorie« vertraut, wodurch Merkmale von Minderheiten als abweichend herausstechen (Hegarty/Pratto 2001).

Motivational lässt sich Hypodeszendenz durch Vorurteile gegenüber Minderheiten (Anti-Black-Bias) erklären. Weiße kategorisieren *biracial* Personen als schwarz, um die Varianz innerhalb der Eigengruppe zu minimieren und somit deren Homogenität/Stabilität und hierarchische Überlegenheit zu stärken (Noyes/Keil 2018). Motivationale und aufmerksamkeitsbezogene Faktoren können auch in Wechselwirkung stehen, wobei sich die Aufmerksamkeit aufgrund der funktionalen Relevanz von Bedrohungen stärker auf das »Schwarzsein« richtet. Dies geschieht aufgrund des Stereotyps, dass von Schwarzen eher eine Bedrohung ausgeht (Noyes/Keil 2018). Darüber hinaus konnten Ho, Roberts und Gelman (2015) zeigen, dass insbesondere Personen mit Vorurteilen gegenüber Schwarzen hypodeszent kategorisieren, da sie sie mit

- 2 Obwohl Barack Obama mütterlicherseits weißer Abstammung ist, bezeichnete ein Großteil der US-Bevölkerung ihn als Afro-Amerikanisch. Nachdem bekannt wurde, dass seine Mutter weiß ist, kategorisierten die meisten weißen und hispanischen Befragten ihn als multiracial (Halberstadt/Sherman/Sherman 2011; Peery/Bodenhausen 2008; Pew Research Center 2023).

negativen Eigenschaften assoziieren und negative Ereignisse eine stärkere Gewichtung erfahren. Dies traf vor allem auf Personen mit einem essentialistischen Weltbild (s. u.) zu. Kinder, die in einer multiethnischen sozialen Umwelt großwerden, zeigen weniger essentialistisches Denken und Stereotype gegenüber ethno-rassialen Minderheiten (Pauker et al. 2016).

Ein Vergleich mit der Pluralität sexueller und Geschlechtsidentitäten lässt sich anhand der LGBTQ+-Bewegung nachzeichnen. Formell manifestiert sich diese Pluralität beispielsweise durch die Einführung nicht-binärer Optionen in offiziellen Dokumenten wie Geburtsurkunden und Führerscheinen sowie in Umfragen, einschließlich Zensusdaten. Ironischerweise könnten jedoch die Migration kritischer Stimmen zur binären Geschlechtslogik und die Geschlechtervielfalt zum Erhalt der Binärstruktur traditioneller Geschlechtskategorien beitragen (Brubaker 2023). Auf der anderen Seite trägt die LGBTQ+-Bewegung zur Normalisierung des Bedürfnisses bei, das eigene Geschlecht zu hinterfragen, und fördert ein zunehmend kulturalistisches Verständnis von Geschlecht. Dieses Verständnis betrachtet Geschlecht (gender) als sozial konstruiert und somit wähl- und veränderbar, im Gegensatz zur biologisch deterministischen Vorstellung, dass Geschlecht (sex) bei der Geburt genetisch festgelegt sei. Diese Vorannahme über die Grade des »Dazwischen« sind eng verknüpft mit einer weiteren Annahme über Kategorien: der Frage, wie stark wahrgenommene Unterschiede als Ausdruck tiefer liegender grundsätzlicher Verschiedenheit essentialisiert werden.

2.2 *Biologischer Essentialismus versus soziale Konstruktion*

Eine konsequent binäre Klassifizierung (und die damit einhergehende Ablehnung eines »Dazwischen«) ist häufig Ausdruck von biologischem Essentialismus, also der Auffassung, dass kategoriale Zugehörigkeiten in einer biologisch determinierten und invarianten menschlichen »Essenz« festgelegt seien (Mandalaywala 2020). In einer essentialistischen Denkweise werden soziale Kategorien als angeboren, stabil über die Lebensspanne, klar abgrenzbar und homogenisierend (von gemeinsamen Merkmalen geprägt) betrachtet. Einen Gegenentwurf stellen sozialkonstruktivistische Ansätze dar, nach denen kategoriale Zugehörigkeiten sozial konstruierte, menschliche Artefakte darstellen, welche kontextabhängig variabel und über die Zeit veränderbar sind (Roth/Stee/Regla-Vargas 2023).

Wie stark eine Zuordnung essentialisiert ist, hat Auswirkungen darauf, wie plausibel Seitenwechsel wahrgenommen werden. Auch wenn sich mit Aufweichung rigider Geschlechtsrollennormen in westlichen Gesellschaften auch der Blick auf SeitenwechslerInnen (etwa Transpersonen) liberalisiert hat, bleiben biologisierende Zuschreibungen zum Teil im Diskurs erhalten. Für manche Konservative oder Differenzfeministinnen

ist eine trans* Frau eben nur ein Mann, der sich als Frau ausgibt, dessen Essenz aber unverändert ist. Auch bei ethnischen Kategorien ist der Seitenwechsel nicht ohne weiteres akzeptiert. Beim Passing geht es darum, trotz seiner schwarzen Herkunft als »weiß durchzugehen«, ohne dass sich die Essenz, die »eigentliche« Identität verändert. Wirkliche Seitenwechsel sind also nicht vorgesehen oder werden stark problematisiert (siehe etwa Rachel Dolezal/ Nkechi Amare Diallo, dazu Brubaker 2015).³ In der empirischen Psychologie steht Essentialismus für die Vorstellung, dass soziale Kategorien basierend auf Geschlecht oder Ethnizität Ausdruck von tief liegenden (meist biologisch determinierten) unveränderlichen Unterschieden sind, die ursächlich dazu führen, dass Exemplare dieser Kategorie einander ähneln. Für einige Humandifferenzierungen lässt sich beobachten, dass essentialistische Sichtweisen mit einer stärkeren Ausprägung von Stereotypen assoziiert sind. Menschen, die annehmen, dass Geschlecht und Race eine biologische Basis haben, stimmen auch deutlicher Stereotypen zu, die diese Kategorien betreffen (Martin/Parker 1995). Auf den ersten Blick also scheinen essentialistische Sichtweisen Humandifferenzierung zu reifizieren und damit auch einen Beitrag zur Aufrechterhaltung von Vorurteilen und Stereotypen zu leisten.

Dass das nicht immer so ist, zeigt der Fall sexueller Orientierung. Während genetischer Essentialismus (also die Überzeugung, dass menschliche Unterschiede, insbesondere die zwischen Ethnien, genetisch determiniert sind) mit negativen Vorurteilen und Stereotypen gegenüber ethnischen Minderheiten zusammenhängt (Keller 2005), ist es für sexuelle Orientierung genau umgekehrt: Je mehr (US-amerikanische) Befragte davon ausgingen, dass sexuelle Orientierung genetisch determiniert ist, desto weniger homophob und diskriminierend äußerten sie sich gegenüber Schwulen und Lesben. Es lohnt sich also, den Essenzialismusbegriff weiter auszudifferenzieren und sein Zusammenspiel mit Vorurteilen zu beleuchten. In der Literatur zur Essentialisierung sexueller Orientierung wird in der Folge meist unterschieden zwischen der Überzeugung der Unveränderlichkeit sexueller Orientierung einerseits und der Überzeugung der Verschiedenheit von Menschen unterschiedlicher sexueller Orientierung andererseits. Wie bereits oben erwähnt, ist der erste Aspekt – sexuelle Orientierung als unveränderbar – assoziiert mit positiven Einstellungen gegenüber Schwulen und Lesben (Herek/Capitanio 1995). Der zweite

- 3 Die ehemalige Bürgerrechtlerin und Präsidentin der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) wurde 2015 bekannt, als ihre Eltern enthüllten, dass sie biologisch weiß ist, obwohl sie sich in der Öffentlichkeit als Afroamerikanerin identifiziert hatte. Diese Enthüllung führte zu intensiven Debatten über ethnische Identität und kulturelle Aneignung (Cornelius 2017).

Aspekt jedoch – die Sicht von homosexuellen Menschen als inhärent und fundamental verschieden – fällt eher mit verstärkten Vorurteilen und homophoben Einstellungen zusammen (Haslam/Rothschild/Ernst 2002).

Das Bild wird allerdings dadurch weiter verkompliziert, dass insbesondere heterosexuelle Männer mit engen Vorstellungen von Männlichkeit, bedroht durch starke Gleichheitsnormen, eine biologische Basis von sexueller Orientierung behaupten (Falomir-Pichastor/Hegarty 2014; Laqueur 1992). In dem Moment, in dem Gleichheitsnormen also drohen, Grenzen der Kategorien zu verwischen, werden letztere vereindeutigt, indem ihnen eine biologische Basis unterstellt wird. Ob die Wahrnehmung von Kategorien als inhärent verschieden notwendigerweise negativ konnotiert ist, wurde auch für ethnische Kategorien hinterfragt. Hier wird diskutiert, ob ein gewisser Grad an Essentialisierung nicht auch dabei helfen könnte, Assimilationsansprüche gering zu halten und die Akzeptanz des Verschieden-Seins zu erhöhen (Verkuyten 2003). Die Idee der Essentialisierung knüpft direkt an die Frage unterstellter Verteilungen an. In dem Maße, zu dem eine Kategoriezugehörigkeit als angeboren, biologisch verankert, distinkt und fundamental verschieden von anderen Kategoriezugehörigkeiten konstruiert wird, ist es nur folgerichtig, von binären (oder multi-modalen) diskreten Klumpungen auszugehen und eben nicht von einem Kontinuum.

2.3 *Interdependenz oder Segregation?*

Geschlecht, Alter und Race unterscheiden sich auch darin, wie sie im Alltag »gelebt« werden. Die Unterscheidung nach Race ist häufig verbunden mit der Vorstellung eines Konkurrenzverhältnisses zwischen den als distinkt imaginierten Kategorien (siehe realistischer Gruppenkonflikt). Dort wo eine Vermischung drohte, konnte die Dominanz der eigenen Gruppe aufrechterhalten werden, indem eine räumliche (Segregation) und soziale (Kontaktverbot) Abstandvergrößerung vorgenommen wurde (in Apartheidsregimen). Im Gegensatz dazu stellt Interdependenz für die Kategorien von Geschlecht bei einer sich geschlechtlich fortpflanzenden Spezies den Regelfall dar – strikte räumlich-soziale Trennung ist keine Option. Das Geschlechterverhältnis basiert nicht auf konsequenter räumlicher oder sozialer Trennung, sondern auf einer engen Verbundenheit zwischen Eigen- und Fremdgruppe, die gegenseitiges Einverständnis voraussetzt (siehe Hirschauer in diesem Band). Die Altersdimension stellt insofern eine Besonderheit dar, als dass – anders als bei Race und Geschlecht – Menschen im Laufe der Lebensspanne alle Alterskategorien durchlaufen, die Altersklassen somit entweder eine vergangene oder zukünftige Selbstkategorisierung darstellen. Eine weitere Besonderheit ist, dass eine häufig unter Altersdiskriminierung leidende Altersgruppe

(Ältere) quasi natürlich aus der privilegierten Altersgruppe hervorgeht und somit Strukturen (z. B. der Segregation der Alten) mitgetragen hat, bevor sie selbst die »Seite« gewechselt hat. Kinder und Eltern sind interdependent und räumlich und sozial verbunden, während im höheren Alter häufiger räumliche Segregation (in Altersheime, -residenzen, -resorts) vorherrscht.

Ein instruktives Beispiel dafür, inwiefern interdependente bzw. segregierte Beziehungskonstellationen Aufschluss über die Bauweise kognitiver Humandifferenzierungen geben könnten, ist der bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschriebene *Own-Race-Effekt* (oder auch *Other-Race Bias*; Feingold 1914), also die schlechtere Erkennungsleistung von Individuen, die nicht der eigenen ethno-rassialen Kategorie zugeordnet werden. In typischen Studien zum Own-Race Effekt sehen Versuchspersonen nacheinander eine Reihe von Gesichtern, die einer von zwei Kategorien angehören – entweder ihrer »eigenen« (zumeist »weiße Menschen«) oder einer »anderen« (im US-Kontext meistens »schwarze Menschen«). Anschließend soll für alle diese Gesichter ebenso wie für eine genauso große Anzahl neuer Gesichter entschieden werden, ob ein Gesicht zuvor schon einmal gezeigt wurde. Mit großer Regelmäßigkeit können weiße ProbandInnen dies für Gesichter Weißer treffsicherer entscheiden als für Gesichter Schwarzer. Genauso haben deutsche ProbandInnen ein Defizit im korrekten Wiedererkennen türkischer Gesichter im Vergleich zu deutschstämmigen (Singmann/Kellen/Klauer 2013). In dem einen Fall erinnert man das Individuum (Individuierung) in dem anderen Fall nur den Typus (Kategorisierung).

Eine andere exemplarische Studie beobachtete, dass nach US-Abstammungsstandards weiße, schwarze, hispanische und ostasiatische ProbandInnen vor allem Gesichter der jeweils eigenen Kategorie am besten wiederkannten (Gross 2009). Für dieses Phänomen gibt es eine Reihe von Erklärungsversuchen, die sich grob in zwei Klassen aufteilen lassen: motivationale Ansätze und Ansätze perzeptueller Expertise. Motivationale Ansätze gehen von der Prämisse aus, dass Menschen weniger Interesse an Menschen der jeweils anderen Kategorie haben, diesen deshalb nicht so viel Aufmerksamkeit zuwenden und sie entsprechend schlechter erinnern. Perzeptuelle Expertise hingegen entsteht aus den biografisch gesammelten Lernerfahrungen im Auseinanderhalten unterschiedlicher Gesichter. In Gesellschaften, die eher segregiert sind (und weiße Kinder nicht gleich viel Kontakt mit schwarzen wie weißen Kindern haben), sollte auch weniger Erfahrung darin erworben werden, worauf man achten muss, um diese Gesichter auseinander zu halten.

Inspiriert von diesen Studien gibt es eine produktive Forschung zum *Own-Age-Bias*. Kinder, junge und alte Erwachsene sind besser darin, Gesichter von Menschen in ihrer eigenen Altersspanne auseinanderzuhalten als die aus anderen Altersspannen (für eine Meta-Analyse siehe Rhodes

und Anastasi 2012). Da biografisches Altern das Durchlaufen aller früheren Altersphasen impliziert, würde eine Erklärung auf Basis erworbener perzeptueller Expertise hier zu kurz greifen: Jede:r Erwachsene war einmal Kind und hat gelernt, Spielkameraden auseinanderzuhalten, ältere ProbandInnen sollten also keinen Own-Age Bias zeigen bzw. ProbandInnen jeder Altersgruppe sollten Personen bereits durchlaufener Altersphasen ebenso gut differenzieren können wie Gleichaltrige. Zwar zeigen LehrreferendarInnen im Gegensatz zu ihren Altersgenossen keine schlechtere Leistung bei der Unterscheidung von Kindern als bei Gleichaltrigen (was für die perzeptuelle Expertise sprechen mag; Harrison/Hole 2009), meta-analytisch zeigen Erwachsene aber einen größeren Own-Age-Bias als Kinder. Es bräuchte also die Zusatzannahme, dass es nicht das lebenslange Lernen der entscheidenden Gesichtsmarkmal ist, sondern dass diese Fähigkeiten kontinuierlich eingeübt werden müssen (und in alterssegregiertem Kontext verloren gehen). Oder es spielen eben doch motivationale Komponenten eine Rolle. Lehramtsstudierende haben gegebenenfalls nicht nur mehr Kontakt und Erfahrung mit Kindern, sondern auch mehr Interesse an ihnen (was ihre Studienwahl beeinflusst hat). Auch für den Own-Age-Bias lassen sich also motivationale Quellen nicht komplett ausschließen, was neue Perspektiven auf den Own-Race-Effect ermöglicht.

Beide Erklärungen würden aber weitgehend ins Leere laufen, wenn es um die Differenzdomäne Geschlecht geht. Die allermeisten Menschen leben nicht in geschlechtssegregierten Gesellschaften, so dass ihre perzeptuelle Expertise im Auseinanderhalten von Männern und Frauen sich nicht unterscheiden sollte. Motivational impliziert die Dominanz des Modells eines Zusammenlebens in (heterosexuellen) Paaren die Relevanz des jeweils anderen Geschlechts. Es lässt sich also schwer argumentieren, warum gegengeschlechtliche Gesichter von weniger funktionalem Interesse sein sollten als gleichgeschlechtliche Gesichter. Die empirische Evidenz zeigt jedoch, zumindest für Frauen, dass sie Gesichter des eigenen Geschlechts besser auseinanderhalten können als die von Männern (Herlitz/Lovén 2013), also ein Own-Gender-Bias analog zu den Own-Race und Own-Age-Effekten.

3. Fazit

Was ergibt sich aus unseren Ausführungen? Die Humandifferenzierungen nach Geschlecht, Race und Alter sind verschieden gebaut. Während Geschlecht noch stark binär wahrgenommen wird, liegt Alter am anderen Ende als weitgehend kontinuierlich. Der Wechsel der Alterskategorie scheint unvermeidlich (aber unidirektional), der geschlechtliche

Seitenwechsel mag deviant (aber möglich) erscheinen. Jedoch bietet die zunehmende Pluralisierung von Geschlechtsidentitäten Alternativoptionen, die die binäre Geschlechterlogik und die Plausibilität eines Seitenwechsels konterkarieren. Für den Fall Race sind Zwischentöne akzeptiert und zunehmend prävalent, und dennoch ist die jeweilige Position auf dem zugestandenem Kontinuum weitgehend essentialisiert. Man mag als eine andere Race durchgehen als man »im Kern« ist (*racial passing*), aber vollständige Seitenwechsel gelten als unplausibel. Während für Race und (hohes) Alter räumliche Segregation zumindest eine Option ist, lässt die Interdependenz heterosexueller Paarbeziehungen dies für Geschlecht unplausibel erscheinen. Die Differenzdomänen sind also in einer Vielzahl von Aspekten unterschiedlich gebaut.

Schauen wir uns vor diesem Hintergrund an, wie diese Differenzen kognitiv prozessiert werden, so müssen wir erstaunliche Ähnlichkeiten feststellen. Der ursprünglich nur für Race beschriebene Own-Group-Bias findet sich weitgehend analog auch für Alter und Geschlecht. Die vorsprachliche Unterscheidung in klassischen sozialpsychologischen Studien zu sozialer Kategorisierung scheint für alle drei Unterscheidungen ähnlich zu operieren. Es lassen sich für sie differenzübergreifende abstrakte Prinzipien beschreiben (wie zum Beispiel das Metakonstrastverhältnis assoziierter Merkmale), die eine Erklärung liefern können, warum Geschlecht einen stärkeren Aufforderungscharakter zur Kategorisierung (starker Metakonstrast) entfaltet als Alter (flache, kontinuierliche Verteilung). So kann der konsequente Vergleich nicht nur Unterschiede deutlicher machen, sondern auch gemeinsame Prinzipien offenlegen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass die vergleichende Analyse der primären Domänen kognitiver Humandifferenzierungen – Geschlecht, Race, Alter – sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede beleuchtet. Dies betont die Notwendigkeit hartnäckigen Vergleichens, um Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzung von Prinzipien kognitiver Unterscheidungen von einer Differenzdomäne in eine andere aufzuzeigen. Erst dieser komparative Zugang verspricht Einsichten darüber, welche Prinzipien über Differenzdomänen hinweg gelten und an welchen Stellen solche Übersetzungen scheitern. Dies erlaubt auch eine Antwort auf die Frage, wie zielführend die Analogie zu sozialen Urteilen über nicht-soziale Entitäten (z. B. das Wetter oder die Länge von Linien) ist. Wenn sich Prozesse sozialer Wahrnehmung schon nicht von einer Humandifferenzierung in eine andere übertragen lassen, so sollten derartige Analogien noch weniger gewinnbringend sein. Reibungspunkte beim Versuch, die kognitive Prozessierung von einer Domäne in die andere zu übertragen, sind aber eben nicht nur Limitationen, sondern lassen uns auch besser verstehen, was genau eine Humandifferenzierung ausmacht, indem wir nicht nur verstehen, was sie ist, sondern auch, was sie nicht ist.

Literatur

- Adorno, T. W./Frenkel-Brunswick, E./Levinson, D. J./Sanford, R. N. (1950): *The authoritarian personality*, New York: Harpers.
- Arnett, J. J. (2008): »The neglected 95 %. Why American psychology needs to become less American«, *American Psychologist* 63(7): 602–614.
- Bainbridge, W. A./Isola, P./Oliva, A. (2013): »The intrinsic memorability of face images«, *Journal of Experimental Psychology: General*, 142(4): 1323–1334.
- Biernat, M./Vescio, T. K. (1993): »Categorization and Stereotyping. Effects of Group Context on Memory and Social Judgment«, *Journal of Experimental Social Psychology* 29(2): 166–202.
- Bobo, L. (1983): »Whites' Opposition to Busing. Symbolic Racism or Realistic Group Conflict?«, *Journal of Personality and Social Psychology* 45(6): 1196–1210.
- Brewer, M. B. (1988): »A dual process model of impression formation«, in: Brewer, M. B. (Hg.), *Advances in social cognition*, Vol. 1, Hillsdale, NJ, US: Lawrence Erlbaum Associates, Inc., 1–36.
- Browning, C. R. (2020): *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibattalion 101 und die »Endlösung« in Polen*, Erweiterte Neuausgabe, Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Brubaker, R. (2023): »Exit, Voice, and Gender«, *Sociological Theory* 41(2): 154–174.
- Chao, M. M./Hong, Y.-Y./Chiu, C.-Y. (2013): »Essentializing race. It's implications on racial categorization«, *Journal of Personality and Social Psychology* 104(4): 619–634.
- Chen, J. M./Pauker, K./Gaither, S. E./Hamilton, D. L./Sherman, J. W. (2018): »Black + White = Not White. A Minority Bias in Categorizations of Black-White Multiracials«, *Journal of Experimental Social Psychology* 78: 43–54.
- Cornelius, A. (2017): *Der Fall der Rachel Dolezal. Eine Diskursanalyse zu Doing Race*, Potsdam: Universitätsverlag Potsdam.
- Cosmides, L./Tooby, J./Kurzban, R. (2003): »Perceptions of Race«, *Trends in Cognitive Sciences* 7(4): 173–179.
- Dunham, Y./Stepanova, E. V./Dotsch, R./Todorov, A. (2015): »The Development of Race-Based Perceptual Categorization. Skin Color Dominates Early Category Judgments«, *Developmental Science* 18(3): 469–483.
- Endendijk, J. J. (2024): »When Intergroup Contact Correlates with Gender-Prejudice Beliefs of Emerging Adults«, *British Journal of Developmental Psychology* 42(1): 97–113.
- Falomir-Pichastor, J. M./Hegarty, P. (2014): »Maintaining Distinctions under Threat. Heterosexual Men Endorse the Biological Theory of Sexuality When Equality Is the Norm«, *British Journal of Social Psychology* 53(4): 731–751.
- Feingold, G. A. (1914): »Influence of Environment on Identification of Persons and Things«, *Journal of the American Institute of Criminal Law and Criminology* 5: 39.

- Fiske, S. T./Neuberg, S. L. (1990): »A Continuum of Impression Formation, from Category-Based to Individuating Processes: Influences of Information and Motivation on Attention and Interpretation«, in: Zanna, M. P. (Hg.), *Advances in Experimental Social Psychology*, Bd. 23, San Diego/New York/Berkeley/Boston/London/Sydney/Tokyo/Toronto: Academic Press, 1–74.
- Flade, F./Klar, Y./Imhoff, R. (2019): »Unite against. A common threat invokes spontaneous decategorization between social categories«, *Journal of Experimental Social Psychology* 85: 103890.
- Freeman, J. B./Ambady, N. (2011): »A dynamic interactive theory of person construal«, *Psychological Review* 118(2): 247–279.
- Fromm, E. (1936): »Studien über Autorität und Familie. Sozialpsychologischer Teil«, Erich Fromm E-Book-Edition, München (Open Publishing): 2016.
- Gross, T. F. (2009): »Own-Ethnicity Bias in the Recognition of Black, East Asian, Hispanic, and White Faces«, *Basic and Applied Social Psychology* 31(2): 128–135.
- Halberstadt, J./Sherman, S. J./Sherman, J. W. (2011): »Why Barack Obama Is Black. A Cognitive Account of Hypodescent«, *Psychological Science* 22(1): 29–33.
- Harrison, V./Hole, G. J. (2009): »Evidence for a Contact-Based Explanation of the Own-Age Bias in Face Recognition«, *Psychonomic Bulletin & Review* 16(2): 264–269.
- Haslam, N./Rothschild, L./Ernst, D. (2002): »Are Essentialist Beliefs Associated with Prejudice?«, *British Journal of Social Psychology* 41(1): 87–100.
- Hegarty, P./Pratto, F. (2001): »The effects of social category norms and stereotypes on explanations for intergroup differences«, *Journal of Personality and Social Psychology*
- Herek, G. M./Capitanio, J. P. (1995): »Black heterosexuals' attitudes toward lesbians and gay men in the United States«, *The Journal of Sex Research* 32(2): 95–105.
- Herek, G. M./Capitanio, J. P. (1996): »Some of My Best Friends' Intergroup Contact, Concealable Stigma, and Heterosexuals' Attitudes Toward Gay Men and Lesbians«, *Personality and Social Psychology Bulletin* 22(4): 412–424.
- Herlitz, A./Lovén, J. (2013): »Sex differences and the own-gender bias in face recognition. A meta-analytic review«, *Visual Cognition* 21(9–10): 1306–1316.
- Hewstone, M./Cairns, E./Voci, A./Hamberger, J./Niens, U. (2006): »Intergroup Contact, Forgiveness, and Experience of 'The Troubles' in Northern Ireland«, *Journal of Social Issues* 62(1): 99–120.
- Hewstone, M./Hantzi, A./Johnston, L. (1991): »Social Categorization and Person Memory. The Pervasiveness of Race as an Organizing Principle«, *European Journal of Social Psychology* 21(6): 517–528. doi: 10.1002/ejsp.2420210606.
- Hirschauer, S. (2021): »Menschen Unterscheiden. Grundlinien Einer Theorie Der Humandifferenzierung«, *Zeitschrift Für Soziologie* 50(3–4): 155–174. doi: 10.1515/zfsoz-2021-0012.

- Ho, A. K./Roberts, S. O./Gelman, S. A. (2015): »Essentialism and Racial Bias Jointly Contribute to the Categorization of Multiracial Individuals«, *Psychological Science* 26(10): 1639–1645. doi: 10.1177/0956797615596436.
- Jackson, J. W. (1993): »Realistic Group Conflict Theory. A Review and Evaluation of the Theoretical and Empirical Literature«, *The Psychological Record* 43(3): 395–413.
- Jayaratne, T. E./Ybarra, O./Sheldon, J. P./Brown, T. N./Feldbaum, M./Pfeffer, C. A./Petty, E. M. (2006): »White Americans' Genetic Lay Theories of Race Differences and Sexual Orientation. Their Relationship with Prejudice toward Blacks, and Gay Men and Lesbians«, *Group Processes & Intergroup Relations* 9(1): 77–94. doi: 10.1177/1368430206059863.
- Keller, J. (2005): »In Genes We Trust. The Biological Component of Psychological Essentialism and Its Relationship to Mechanisms of Motivated Social Cognition«, *Journal of Personality and Social Psychology* 88(4): 686–702. doi: 10.1037/0022-3514.88.4.686.
- Klauer, K. C./Ehrenberg, K./Wegener, I. (2003): »Crossed Categorization and Stereotyping. Structural Analyses, Effect Patterns, and Dissociative Effects of Context Relevance«, *Journal of Experimental Social Psychology* 39(4): 332–354. doi: 10.1016/S0022-1031(03)00017-9.
- Klauer, K. C./Wegener, I. (1998): »Unraveling social categorization in the ›Who said what?‹ paradigm«, *Journal of Personality and Social Psychology* 75(5): 1155–1178. doi: 10.1037/0022-3514.75.5.1155.
- Krueger, J./Clement, R. W. (1994): »Memory-based judgments about multiple categories. A revision and extension of Tajfel's accentuation theory«, *Journal of Personality and Social Psychology* 67(1): 35.
- Laqueur, T. W. (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Lemmer, G./Wagner, U. (2015): »Can We Really Reduce Ethnic Prejudice Outside the Lab? A Meta-Analysis of Direct and Indirect Contact Interventions«, *European Journal of Social Psychology* 45(2): 152–168. doi: 10.1002/ejsp.2079.
- Mandalaywala, T. M. (2020): »Does Essentialism Lead to Racial Prejudice? It Is Not so Black and White«, *Advances in Child Development and Behavior* Vol. 59: 195–245.
- Martin, C. L./Parker, S. (1995): »Folk Theories about Sex and Race Differences«, *Personality and Social Psychology Bulletin* 21(1): 45–57. doi: 10.1177/0146167295211006.
- Maunder, R. D./White, F. A. (2019): »Intergroup contact and mental health stigma. A comparative effectiveness meta-analysis«, *Clinical Psychology Review* 72: 101749. doi: 10.1016/j.cpr.2019.101749.
- Noyes, A./Keil, F. C. (2018): »Asymmetric Mixtures. Common Conceptual Priorities for Social and Chemical Kinds«, *Psychological Science* 29(7): 1094–1103. doi: 10.1177/0956797617753562.
- Oakes, P. J./Haslam, S. A./Turner, J. C. (1994): *Stereotyping and social reality*, Malden: Blackwell Publishing.
- Pauker, K./Xu, Y./Williams, A./Biddle, A. M. (2016): »Race Essentialism and

- Social Contextual Differences in Children's Racial Stereotyping», *Child Development* 87(5): 1409–1422. doi: 10.1111/cdev.12592.
- Peery, D./Bodenhausen, G. V. (2008): »Black + White = Black. Hypodescent in Reflexive Categorization of Racially Ambiguous Faces«, *Psychological Science* 19(10): 973–977. doi: 10.1111/j.1467-9280.2008.02185.x.
- Pettigrew, T. F./Tropp, L. R. (2006): »A Meta-Analytic Test of Intergroup Contact Theory«, *Journal of Personality and Social Psychology* 90(5): 751–783. doi: 10.1037/0022-3514.90.5.751.
- Pew Research Center (2023): »Obama. Black or Mixed Race?«, Pew Research Center. Retrieved 24 July 2024 from [https://www.pewresearch.org/chart/obama-black-or-mixed-race/]
- Quinn, K. A./Macrae, C. N. (2005): »Categorizing Others: The Dynamics of Person Construal«, *Journal of Personality and Social Psychology* 88(3): 467–479. doi: 10.1037/0022-3514.88.3.467.
- Rakić, T./Steffens, M. C./Mummendey, A. (2011): »Blinded by the Accent! The Minor Role of Looks in Ethnic Categorization«, *Journal of Personality and Social Psychology* 100(1): 16–29. doi: 10.1037/a0021522.
- Rhodes, M. G./Anastasi, J. S. (2012): »The Own-Age Bias in Face Recognition. A Meta-Analytic and Theoretical Review«, *Psychological Bulletin* 138(1): 146. doi: 10.1037/a0025750.
- Rosch, E./Mervis, C. B./Gray, W. D./Johnson, D. M./Boyes-Braem, P. (1976): »Basic Objects in Natural Categories«, *Cognitive Psychology* 8(3): 382–439. doi: 10.1016/0010-0285(76)90013-X.
- Roth, W. D./van Stee, E. G./Regla-Vargas, A. (2023): »Conceptualizations of Race. Essentialism and Constructivism«, *Annual Review of Sociology* 49: 39–58. doi: 10.1146/annurev-soc-031021-034017.
- Settersten, R. A./Godlewski, B./Bengtson, V. L. (2016): »Concepts and Theories of Age and Aging«, in: Bengtson, V. L./Settersten, R. A. (Hg.), *Handbook of Theories of Aging* (3rd ed.), New York: Springer Publishing, 9–25.
- Shamir, M./Sullivan, J. L. (1985): »Jews and Arabs in Israel. Everybody Hates Somebody, Sometime«, *Journal of Conflict Resolution* 29(2): 283–305. doi: 10.1177/0022002785029002006.
- Sherif, M. (1954): »Integrating Field Work and Laboratory in Small Group Research«, *American Sociological Review* 19(6): 759–771. doi: 10.2307/2087924.
- Singmann, H./Kellen, D./Klauer, K. C. (2013): »Investigating the Other-Race Effect of Germans towards Turks and Arabs Using Multinomial Processing Tree Models«, *Proceedings of the Annual Meeting of the Cognitive Science Society* 35: 1455–1460.
- Tajfel, H./Billig, M. G./Bundy, R. P./Flament, C. (1971): »Social Categorization and Intergroup Behaviour«, *European Journal of Social Psychology* 1(2): 149–178. doi: 10.1002/ejsp.2420010202.
- Tajfel, H./Wilkes, A. L. (1963): »Classification and Quantitative Judgement«, *British Journal of Psychology* 54(2): 101–114. doi: 10.1111/j.2044-8295.1963.tb00865.x.

- Taylor, S. E./Fiske, S. T./Etcoff, N. L./Ruderman, A. J. (1978): »Categorical and Contextual Bases of Person Memory and Stereotyping«, *Journal of Personality and Social Psychology* 36: 778–793. doi: 10.1037/0022-3514.36.7.778.
- Verkuyten, M. (2003): »Discourses about Ethnic Group (De-)Essentialism. Oppressive and Progressive Aspects«, *British Journal of Social Psychology* 42(3): 371–391. doi: 10.1348/014466603322438215.
- Waldzus, S./Mummendey, A./Wenzel, M./Boettcher, F. (2004): »Of Bikers, Teachers and Germans. Groups' Diverging Views about Their Prototypicality«, *British Journal of Social Psychology* 43(3): 385–400. doi: 10.1348/0144666042037944.
- Weisman, K./Johnson, M. V./Shutts, K. (2015): »Young Children's Automatic Encoding of Social Categories«, *Developmental Science* 18(6): 1036–1043. doi: 10.1111/desc.12269.

